

Herbsttagung
Hannes Androsch: Warum mehr und bessere Bildungsmöglichkeiten?
Steirischer ÖAAB, Grundlsee, 17.11.2014

(Transkript)

Herr Landesrat, recht herzlichen Dank für die Einladung. Das ist ja schon für sich ein positives Signal, dass heutzutage vor allem in der Steiermark ein anderes Klima herrscht, als das vielleicht noch früher – ganz zu schweigen von der Ersten Republik – der Fall gewesen ist. Ich freue mich auch, den Herrn Bundesminister Töchterle in der Mitte zu sehen. Leider konnte ich Ihre Ausführungen gestern nicht hören, hätten mich interessiert, aber die Kurzfassung – das Executive Summary – haben wir bei einem kurzen Gespräch im Stehen schon abgewickelt.

Vielleicht noch vorangestellt eine persönliche Bemerkung: Meine Eltern schon früher, aber ich mit ihnen bin das erste Mal nach Altaussee 1942 gekommen, also da ist schon einige Zeit vergangen. Bis vor kurzem, als meine hochbetagte Mutter – die dann mit über 98 verstarb – noch lebte, waren wir in vier Generationen hier inzwischen ansässig geworden. Also ursprünglich Altaussee, dann ein einziges Mal in Bad Aussee, dann zehn Jahre nicht weit von hier oberhalb der Karajan-Villa, zehn Jahre in den 70er-Jahren am Grundlsee und dann wieder dauerhaft mit eigenem Zweitwohnsitz in Altaussee und in der Folge dann mit einigen wirtschaftlichen Interessen, die auch Gegenstand von allen möglichen Gesprächen mit dem Land sind. Das hat mir in vollem Ernst gesagt die – wie soll ich sagen? – Einstufung eingebracht, dass mir gesagt wurde: Bist eh schon ein halber Ausseer. Und mehr kannst du in einem Leben hier in dieser Region mit Sicherheit nicht erreichen, da sind schon ein paar hundert Jahre erforderlich. Aber wie gesagt, mit einem Leben kann man das nicht erzielen.

Umso mehr freut's mich mit dem Anspruch eines halben Ausseers – und jetzt sage ich wir – dass wir Ihnen für Ihre Tagung einen so herrlichen Herbstfrühling bescheren konnten, der die Schönheit dieser Region, wie sie schon Lenau kurz umriss – „Aussee ist mir das Liebste“ – Ihnen darbieten zu können. Ich weiß nicht, von wo man jetzt da den Dachstein sieht, jedenfalls er ist in seinem ganzen Weiß und Grauweiß voll zu sehen.

Nun, meine Damen und Herren, jedes Jahr hat Erinnerungsanlässe, aber das langsam sich dem Ende zuneigende Jahr 2014 hat davon eine ganze Reihe, und zwar ganz besonderer und noch dazu mit zum Teil ganz wesentlichen Österreich- und Wien-Bezügen. Vor 200 Jahren begann der Wiener Kongress, vor 100 Jahren begann der Erste Weltkrieg – das eine, wie der Name sagt, hat in Wien stattgefunden, das andere ist aus Österreich nicht verursacht, aber ausgelöst worden, und formell mit der Unterschrift seiner apostolischen Majestät in Bad Ischl, also ein unmittelbarer Salzkammergut-Bezug, wenn man das so will. Vor 75 Jahren begann der Zweite Weltkrieg, vor 60 Jahren konnten wir den Staatsvertrag – nein, das ist erst nächstes Jahr – also 59 Jahre – da sind wir bei den nächsten Jahren, die eine Reihe von Erinnerungsanlässen bieten. Es war der 100. Todestag von Georg Trakl, der in den ersten Wochen des Ersten Weltkrieges aus Verzweiflung aus dem Leben schied, und immerhin auch mit Bezug hier zum Ausseerland immerhin der 150. Geburtstag des Richard Strauß, der mit großer Wahrscheinlichkeit oder Sicherheit Teile jedenfalls der Alpensymphonie hier komponiert hat. Diesen Sommer wurde sie sogar oben am Loser dargeboten von einer – ich weiß nicht, sie oder er, ich war nicht oben – Künstler, Künstlerin und ich weiß nicht, wie viele japanische Fernsehanstalten am Loser oben waren. Das zeigt, dass es ein sehr kunstinteressiertes und -sinniges Ländchen hier ist mit vielen Künstlern – ich will nicht anfangen aufzuzählen. Und solches ist dann Ausdruck. Das geht soweit, dass beim Lederhosenmacher die Probe für die Klarinette wichtiger ist als die Fertigstellung einer Lederhose, was oft sehr, sehr lange dauern kann und unter Umständen man nie eine bekommt. Ich besuche ihn einmal – hab' schon den Großvater gekannt – da kommt noch jemand, ein deutscher Gast, herein, fährt er den an: Sehen Sie nicht, dass ich einen Kunden hab'? – Der ist ganz erschrocken wieder hinausgegangen. Sagt er: Der kriegt nie a Lederhosn von mir. – Und als mich einmal der Leo Wallner mit seiner S-Klasse hingefahren hat und er meinte, das wäre mein Chauffeur, und er wollte dann auch eine Lederhose, hab' ich mehrfach intervenieren müssen, weil er gefunden hat, es kann ja nicht der Chauffeur auch eine Lederhose bei ihm bekommen. Also solche Mentalitäten kann man in all ihrem herben Charme in dieser Region finden. Und das macht sie aber – und vor allem ihre Menschen – so liebenswert.

Zurück zu den Ereignissen. Das Jüngste von denen, das wohl erwähnenswert ist und unmittelbar auch feierliche begangen wurde – nämlich letzten Sonntag, Sie werden's

schon erraten, und wenn ich dazusage, in Berlin, ist es ohnehin klar: 25 Jahre Fall der Mauer. Und einige von uns aus der Scientific Community oder jedenfalls mit ihr in unmittelbarem Kontakt stehend wie ich, waren Gäste bei einer Wissenschaftsveranstaltung der Deutschen Helmholtz-Gemeinschaft. Das ist die größte Forschungsgesellschaft Deutschlands mit 3,5 Milliarden Euro Volumen – womit ich schon das erste Mal bei meinem Thema bin. Diese findet seit einigen Jahren statt und nennt sich „Falling Walls“, in Anspielung an den 9. November vor 25 Jahren, aber natürlich hauptsächlich gemeint die fallenden Mauern in den Wissenschaften. Und voriges Jahr hat – da gibt’s einen Jugendwettbewerb – ein junger Mitarbeiter vom Austrian Institute of Technology den ersten Preis gewonnen. Und den Beginn heuer und sozusagen das Kick-off-Referat hat Prof. Zeilinger, also unser Präsident der Akademie der Wissenschaften, höchst erfolgreich über Quantenphysik und ihre Anwendungsmöglichkeiten gehalten.

Ein spannendes Jahr, zu dessen Run-up wir andere Einstellungen hatten, als wir jetzt Befindlichkeiten haben müssen. In Berlin habe ich neben dem Brandenburger Tor gewohnt und nebenbei das auch alles miterleben können, also diese nachgestellte Lichtermauer und die Ballons und das abends blau beleuchtete Brandenburg, wo der Gorbatschow als Ehrengast war und gefeiert wurde und am nächsten Tag mit der Bundeskanzlerin Merkel ein – sagen wir einmal so – ein sehr widersprüchliches Gespräch geführt hat, in dem er nämlich meinte und anspielend auf die gegenwärtigen Krisen Krim/Ukraine, es drohe ein kalter Krieg. Ich will mich darüber nicht weiter verbreiten, weil das nicht der Hauptgegenstand meines Referats, meiner Überlegungen ist, aber jedenfalls ist festzustellen an diesen Beispielen, dass sich die geopolitische Situation deutlich eingetrübt hat in – wenn Sie so wollen – beunruhigender und beängstigender Weise. Wenn man gemeint hat, man hätte Anlass, sich verantwortungsvoll zu erinnern oder sich über Ereignisse, die positiv eingetreten sind, zu freuen, schaut das Bild gegenwärtig anders aus. Das eine in unmittelbarer geografischer Nähe von uns hab‘ ich schon angeführt. Und die Unruheherde reichen vom Atlasgebirge zum Hindukusch und von Westafrika über Ostafrika bis nach Pakistan und von der türkischen Grenze bis nach Jemen, und etwas weiter für uns weg, aber auch heutzutage beim Global Village auch nicht unmaßgeblich, die Spannungen im ost- oder südchinesischen Meer. All das ist neben den ohnehin gegebenen Weltproblemen alles andere als trivial. Und jedenfalls ist das Ganze verbunden mit der Tatsache – und wenn man das auch nicht überschätzen

braucht – diese verschiedenen asiatischen Konferenzen, die schon begonnen haben und gegenwärtig in Australien weitergeführt werden und noch nach Myanmar gehen – das also ohne Frage. Und das hängt unter anderem mit dem Jahr '89, mit dem Ende des Kalten Krieges, zusammen, dass es eine beträchtliche Bedeutungsverschiebung in Richtung Osten, in Richtung Asien, schon stattgefunden hat und noch weiter Platz greifen wird. Das betrifft auch die Vereinigten Staaten, die sicherlich nicht mehr das sind und sein können, was wenige Jahre nach dem Fall der Mauer der Fall war, also sozusagen die einzige Supermacht zu sein, aber nach wie vor und auf lange Sicht sicherlich die wichtigste, aber relativ auch an Bedeutung verloren haben. Aber noch mehr gilt das für Europa. Umso mehr, als Europa bei allen Erfolgen der europäischen Integration in vielen Punkten noch immer in souveränitätsillusionärer Kleinstaaterei verfangen ist, wo man in den Staatskanzleien noch vermeint, eine Großmacht zu sein oder ein Empire zu haben. Aber das ist – und das hängt mit den Erinnerungspunkten dieses heurigen Jahres zusammen, also mit dem Ersten Weltkrieg – natürlich Geschichte geworden, was sich aber offenbar noch lange nicht in das kollektive Unterbewusstsein der Menschen in diesen Ländern und der Führungsmannschaften der Staatskanzleien in diesen Ländern so richtig festgesetzt hat.

Und die Folge davon ist, dass wir neben vielen unvollendeten Baustellen der europäischen Integration, des europäischen Hauses, vor allem keine gemeinsame Sicherheits- und Außenpolitik haben. Und genau mit dieser Tatsache wird derzeit vom Kreml aus gespielt. Manches mag man verstehen, weil man hat sich an dies und jenes, was im Zuge der deutschen Wiedervereinigung zwar nicht formell vereinbart, aber doch mehr oder minder zugesagt hat oder den Eindruck erweckt hat, dass es so verstanden ist – wenn nicht, dann hätte man's konkludent einpreisen, berücksichtigen, müssen. Und das sei nur an einem Beispiel, an einem Gespräch vor zwölf Jahren, das ich mit Henry Kissinger – so wie der Heinz Fischer war ich auch sozusagen einer seiner Schüler im internationalen Seminar in Harvard, wo er es in einem Gespräch so formuliert hat: Schau, die Ukraine ist ein schwieriger Fall. Das muss man so sehen wie Mexiko für die Vereinigten Staaten. – Wobei hinzukommt, dass in Mexiko nicht sehr viele Amerikaner, außer ein paar Pensionisten, leben, aber bekanntermaßen und jeden Tag jetzt zu sehen, zu hören, zu lesen, eine ganze Menge Russen, jedenfalls in der Ostukraine und auf der Krim. Und das hat man sicherlich nicht getan mit der NATO-Erweiterung, mit den Angeboten auf weitere, mit

der nicht wahnsinnig geschickten Verhandlung, was die Assoziierung der Ukraine anlangt. Das würde Reaktionen verständlich machen, aber natürlich nicht Billigung hervorrufen, Akzeptanz, dass man einfach damit rechnet, dass keine Reaktion erfolgt, dass man die Grenzen verschiebt. Und das ist dann die beängstigende und beunruhigende Erinnerung an den Ersten Weltkrieg.

Wenn von den vielen Büchern der Bestseller daraus von einem australischen Historiker, Christopher Clark, „Schlafwandler“ als Titel hat, so würde ich den Titel für falsch erachten. Das waren keine Schlafwandler. Die haben genau gewusst, was sie machen, machen wollen, allerdings mit dem kleinen Nachteil, dass sie nicht abgeschätzt haben, was die Folgen sein werden. Und die waren natürlich verheerend, weil sie nicht nur die Tragödie des Ersten, sondern – zum Unterschied von nach dem Zweiten Weltkrieg – mit den wenig klugen Regelungen der Pariser Vororteverträge – Versailles, der wichtigste davon für uns Saint Germain, für die Ungarn Trianon – wie schon damals Keynes die Folgen des Krieges vorausgesagt hat, den Zweiten Weltkrieg praktisch mit ausgelöst haben. All das ist wert, jetzt in der gegenwärtigen Situation einerseits mit Besonnenheit, andererseits aber mit Entschlossenheit zu bedenken. Aber für diese Entschlossenheit würde die EU eben die besagte und auch als Ziel eingepreiste gemeinsame Sicherheits- und Außenpolitik benötigen. Schon lange und wie sich zeigt, sehr dringend und drängend.

Aber nicht nur die geopolitische Lage hat sich eingetrübt, sondern auch die geoökonomische Situation hat sich deutlich verschlechtert. Und das betrifft natürlich die gesamte Weltwirtschaft, und damit sind alle in ihr betroffen, aber besonders betroffen ist die Eurozone. Das hat weniger oder nichts mit der gemeinsamen Währung zu tun. Das wird dann vor allem von einigen deutschen Ökonomieprofessoren und sonstigen Aktivisten – einer davon ist mit Beginn des Jahres – Professor Hankel, ein langjähriger Freund, der mich unter anderem als Finanzminister beraten hat – verstorben. Professor Hankel, mit dem ich immer nahezu einer Meinung war – also in diesem Punkt we agree to disagree – das ist einer jener, die das dann zum Verfassungsgerichtshof getragen haben. Das ist besonders ausgeprägt in Deutschland. Und die Meinungsverschiedenheit ist nicht die Währung, es sind andere Umstände, weil man die Sache halb gemacht hat. Ohne

dass ich jetzt weiter darauf eingehe – wen's interessiert, können wir in der Diskussion ansprechen.

Jedenfalls ist die wirtschaftliche Lage so, dass prominente amerikanische Ökonomen davon sprechen, dass wir entweder schon in ihr sind oder dass uns droht eine säkulare Stagnation. Ob sie gleich säkular sein muss – also diese Voraussicht scheint mir kühn zu sein. Aber langfristig – das ist schon sehr leicht denkbar, wenn man sich das japanische Beispiel etwa vor Augen führt, wo diese Stagnation jetzt schon fast ein Vierteljahrhundert dauert. Und bei uns dauert's inzwischen auch schon sechs, sieben Jahre. Weitere zehn Jahre sind jedenfalls sehr wahrscheinlich. Und das in Verbindung mit Megatrends, mit damit verbundenen riesigen Herausforderungen und daraus resultierenden Aufgaben – also Umwelt, Klimaveränderungen, einerseits Explosion der Weltbevölkerung, andererseits Alterung, nicht nur bei uns, aber in Europa eine schrumpfende Bevölkerung und ganz sicher eine Verringerung des Anteils der europäischen Bevölkerung an der Weltbevölkerung. Waren es noch knapp 20 Prozent 1900, sind wir jetzt bei sieben und Mitte des Jahrhunderts werden es vier Prozent sein. Auf der einen Seite. Und auf der anderen Seite, an unseren Südgastaden – wenn Sie so wollen – Südostgrenzen einerseits wegen der tragischen und brutalen und blutigen Kämpfe Kriegsflüchtlinge, andererseits aus der dortigen wirtschaftlichen Situation Armutsflüchtlinge – also kein geringes Problem. Unsere italienischen Nachbarn wissen davon genauso ein Lied zu singen wie etwa Spanien, um nur zwei Beispiele zu nennen. Und wir haben dann das Problem, dass wir ein paar hundert Flüchtlinge nicht unterbringen. Im Jahr '56 waren wir in der Lage, in wenigen Tagen 200.000 aufzunehmen, '68 waren's nach Ende des Prager Frühlings noch 90.000 usw. Also Ruhmesblatt ist das für uns auch nicht.

Ich verstehe schon die Schwierigkeiten der Politik just in dieser Frage, weil einerseits eben die Ablehnung der Bevölkerung da ist, und es gibt Populisten, die da ein fieses Spiel damit treiben. Das sei nur am Rande angemerkt.

Zu diesen Megatrends, von denen ich nicht Anspruch erheben will – ich habe jetzt nur ein paar demonstrativ erzählt – jetzt alle aufzuzählen, da gibt's riesige Studien von der UNO, von der EU usw., ich will Sie damit nicht langweilen. Dazu gehört vor allem aber auch eine Entwicklung, die man inzwischen die dritte oder vierte – wie

man rechnen will – industrielle Revolution nennt, wo man ein bisschen ins Bewusstsein bringen konnte, Industrie 4.0, wie es in Deutschland heißt. Damit ist gemeint, dass in der industriellen Produktion sehr viel mehr Roboter zum Einsatz kommen. Das ist notwendig, um die industrielle Basis zu erhalten. Die ist in Österreich immer noch überdurchschnittlich breit – nicht so breit wie in Deutschland, wahrscheinlich nicht so breit wie in der Schweiz, aber deutlich breiter als in anderen europäischen Ländern, aber ist auch leicht zurückgegangen. Also geht's darum, diese zu sichern und nach Möglichkeit wieder auszubauen. Wir liegen ungefähr bei 18,4 Anteil an der Wirtschaftsleistung, die EU hat ein Ziel von 20 Prozent, Deutschland liegt bei 24, England, Frankreich usw. zwischen 12 und 15 Prozent. Also da sehen Sie schon die großen Unterschiede, aber Sie sehen an der Performance dieser Länder, welche schwerwiegende Konsequenz das hat.

Und diese österreichische Breite hat uns immerhin über die letzten Jahre einigermaßen gut hinübergebracht. Dank der daraus resultierenden Exporte und industrienahen Exporte plus Fremdenverkehr, und auch Erfolge von Teilen der Landwirtschaft haben uns seit 2002 inzwischen einen gar nicht unbeachtlichen Leistungsbilanzüberschuss möglich gemacht. Und das macht unsere ökonomische Situation bei allen Schwächen, die es auch gibt, etwas erträglicher. Also es geht uns nicht schlecht, aber nicht so gut wie den Spitzenläufern. Und unsere Situation hat sich die letzten Jahre sicherlich in vielen Belangen nicht verbessert. Das heißt, wir sind nicht abgesandelt, aber wir haben Boden verloren. Und wenn wir nichts machen, dann sind wir am besten Wege, es jedenfalls zu tun. Also insofern hat Präsident Leitl zwar nicht Recht, aber auch nicht Unrecht gehabt, als er voriges Jahr in Alpbach diesen Befund ausgestellt hat.

Also es ist daher wichtig für die Erhaltung dieser industriellen Basis – neben der Internationalisierung, neben der Globalisierung, und zwar nicht nur der nahen durch die Ostöffnung, sondern der globalen Globalisierung, wo wir zunehmend teilnehmen. Das haben wir erst kürzlich bei einem Besuch vom Vizekanzler mit dem Wirtschaftskammer-Präsidenten in China sehen können. Ich war über Einladung mit in der Begleitung und konnte es natürlich am eigenen Beispiel der AT&S zeigen, aber da gibt's viele andere – Miba, Mitterbauer ist hier in Grundlsee ja auch verwurzelt, oder die Firma Engl und die Firma AVL und eine ganze Fülle anderer.

Diese Entwicklung trägt noch den Teil in Österreich, wo wir Schwächen haben – und auf die komme ich dann gleich zu sprechen.

Aber so wichtig es ist, für die schon bestehende – lassen Sie sie mich „alte Industrie“ nennen, dieses 4.0 umzusetzen, die Roboterisierung, um die industrielle Basis zu erhalten, und das setzt entsprechende Wettbewerbsfähigkeit voraus – kann das nur ein Schritt sein. Weil wenn wir das eben Gesagte Koreanern, Südkoreanern, erzählen, schmunzeln die – die sind schon bei Industrie 5.0. Oder die Amerikaner nennen es Cyber Physic Systems. Gemeint ist nicht nur diese verstärkte Automatisierung durch Roboter. Das geht am Beispiel von Foxcom, die die Apple iPhones herstellen. Das ist eine taiwanesishe Firma in China mit – haben schon mehr gehabt – jetzt ein bisschen über 800.000 Beschäftigten. Das ist der größte Industriebetrieb – nicht verwunderlich – der Welt. Und der schafft jetzt 1,5 Millionen Roboter an für seine eigene Firma. Die macht er sich aber selber, weil das lohnt sich bei der Menge. Und es ist logisch, dass er es dann auch anderen verkauft. Das heißt, er öffnet einen neuen zusätzlichen Geschäftszweig. Aber das ist noch 4.0 in der alten Industrie. Apple – weiß ich nicht – 7 halt dann, weiß ich nicht, zu wie viel Prozent von Robotern produziert. Da kommt natürlich irgendwann die Frage, was ist mit den Arbeitsplätzen? Na gut, die Roboter muss sich ja wer ausdenken, muss wer produzieren, muss wer handeln.

Und da komme ich zu meinem Vortragsthema, aber Sie sehen schon, worum es dabei geht. Und 5.0 ist die Verknüpfung all dessen, was dann selber miteinander kommuniziert, einschließlich künstlicher Intelligenz. Das ist gemeint mit 5.0 und das ist noch eine Station weiter, und da sind nach wie vor die Amerikaner im Silicon Valley uns um Lichtjahre voraus. Ob das jetzt Apple ist, ob das Google ist oder Facebook, Twitter, Intel, Qualcom – name them. Kaderschmiede dafür – und da bin ich auch wieder bei meinem gestellten Thema – ist Stanford. Und Stanford – eines der intellektuellen, der wissenschaftlichen Krafftelder, einer der Leuchttürme Amerikas und der Welt – ist eine Gründung – Gründung vielleicht nicht, aber dass es zu dieser Bedeutung gelangt ist – des Kalten Krieges. Das ist ganz massiv finanziert worden aus öffentlichen Mitteln, die darauf fokussiert waren. Und da ist sozusagen als „Abfallprodukt“ das Silicon Valley mit all den und noch zahlreichen anderen Firmen, die heute Silicon Valley zur dynamischsten Region wahrscheinlich der Welt machen – vielleicht wird man Singapur bis zu einem gewissen Grad inzwischen oder

Südkorea oder einige andere mit dazuzählen können und müssen – aber wiederum nicht in gleichem Maße Europa.

Und die Schlussfolgerung: Bevor wir 4.0 hinreichend umgesetzt haben oder eingeführt haben – es ist nicht so, dass es nicht der Fall ist. Man kann am Montag nach Villach fahren und sich das bei Infineon anschauen, und man kann das bei der VOEST anschauen und man kann das jedenfalls in Shanghai bei der AT&S anschauen und noch mehr ab übernächstem Jahr in Chongqing. Also das ist im Gang, das ist nicht eine Zäsur, das ist ein Prozess. Und ob man das jetzt Revolution nennt oder eine Evolution, das ist Temperamentsache und Geschmacksache. Aber eine Entwicklung ist es allemal. Aber ehe wir das eine noch voll absorbiert haben, ist längst das andere schon als Herausforderung am Tisch.

Und dafür – neben allen anderen Gründen wie das, was ich nur andeutungsweise mit Megatrends angesprochen habe und was geradezu beliebig erweitert hätte werden können – was ist dafür notwendig? Dafür ist notwendig Innovation und dafür ist notwendig – schon für die Innovation – qualifiziertes Personal. Ich glaube, das brauche ich nicht weiter und näher ausführen. Und bei den Innovationen geht's natürlich dann auch um die Umsetzung. Was nützt die schönste Idee und die klügste Innovation als Möglichkeit, wenn sie nicht in die Tat umgesetzt wird. Was ist der Benefit, was ist der Nutzen, welche Wertschöpfung kann man daraus generieren. Weil wenn man zynisch ist, können wir diesbezüglich auch nicht fragen, was war meine Leistung – darf's auch bei der Forschung und in den Wissenschaften nicht geben, bei allem Respekt vor ihrer Freiheit zu denken und zu tun, was ihnen Spaß macht, aus Neugierde, aus Begeisterung, und das in größtmöglicher Freiheit, das sei schon anerkannt, insbesondere für die Grundlagenforschung, ohne die dann die Angewandte nicht möglich ist. Es ist ja nur der nächste Schritt zur Umsetzung, und da gibt's eben mehrere, aber zwei wesentliche Unterschiede. Aus dem einen kommen radikale, also grundsätzliche Änderungen, bedeutende Innovationen, wie zum Beispiel da eben mit 4.0, aber vor allem die Industrie 5.0 als Big Data und Internet und Internet of everything usw. sicher gegeben hat. Und es gibt die inkrementellen, also die schrittweisen, indem man schon Bestehendes einfach noch verbessert, zum Beispiel in der deutschen Automobilindustrie, für die wir ein recht wichtiger Zulieferer sind erfreulicherweise. Aber die Autos sind ja im Grunde immer noch so im Prinzip, wie sie – was weiß ich – von Benz oder Otto oder wem immer,

wie sie vor mehr als hundert Jahren entstanden sind, mit allen inkrementellen Verbesserungen, aber grundsätzlich ist das nichts mehr Neues und ist daher so gesehen alte Industrie. Die gilt es ja wohl auch zu erhalten, aber mindestens so wichtig, wenn nicht wichtiger ist, Neues aus den schon erwähnten Gründen.

Wenn wir Forschung brauchen und wenn wir qualifiziertes Personal – auf welchen Ebenen immer – benötigen, dann sind wir jetzt beim eigentlich mir gestellten Thema. Vorweg also die Feststellung, dass wir in der Forschung gar nicht schlecht sind, auch nicht im internationalen Vergleich. Von nichts könnten wir nicht die Exporterfolge zum Beispiel haben, weil nur aufs schöne Gesicht und auf die schöne Landschaft kauft uns niemand auch nur irgendein Trumm ab. Also sind wir hier nicht schlecht.

Allerdings haben wir aus unerfindlichen Gründen die seit den späten 90er-Jahren eingesetzte diesbezügliche Dynamik im Dezember '08 auf mehr oder weniger Stagnation gebracht. Ich glaube, im Februar 2010 war's, da hat die Bundesregierung eine sehr umfassende, sehr detaillierte, sehr ambitionierte Strategie für Forschung, Technologie und Innovation beschlossen mit dem Ziel, dass wir im Jahr 2020 eine Forschungsquote von 3,8 Prozent erreichen wollen und dass wir damit nicht nur unter die Innovationsleader kommen wollen, sondern sogar der Leader sein wollen, also die Nummer eins. Nun, das ist schön und ambitioniert – und jetzt könnte man, wenn wir eingangs schon vom Karajan aus der Nachbarschaft geredet haben, mit ihm sagen: Wenn man alle seine Ziele erreicht, hat man sie zu kurz gesteckt. – Aber wir sind am besten Wege, sie zu weit gesteckt zu haben oder zu wenig zu tun, ihnen wirklich möglichst nahe zu kommen. Und daher kein Wunder, dass wir nicht weiter aufgeholt haben, was wir einige Jahre getan haben, sondern zurückgefallen sind, wie alle – ohne dass man die Aussagekraft von solchen Indizes überschätzen will – aber wie man an allen diesbezüglichen Indizes leider ablesen muss. Obwohl, wie gesagt, vieles passiert ist, obwohl die Forschungsarchitektur an sich nicht schlecht ist – verbesserungsfähig ist immer alles. Und es ist schon richtig, es kann nicht nur ums Geld gehen, sondern es geht auch darum, wie man mit ihm umgeht. Und zu wenig ist es für solche Zwecke immer. Also geht es darum, dass man die Strukturen so gestaltet, dass man Parallelstrukturen verhindert, Zersplitterung vermeidet, mehr Kooperation im Land und über die Grenzen und international. Weil wenn es eine Globalisierung gibt – die gibt es – dann ist sie sicherlich am weitesten gediehen, nicht zuletzt auch dank Internet, im wissenschaftlichen Bereich.

Das wäre also ein Sektor aus diesem Ausschnitt – und jetzt bin ich schon mitten drinnen bei meinem eigentlichen Thema – wo wir nicht schlecht dastehen. Um qualifiziertes Forschungspersonal zu haben, braucht man erst recht engagierte, motivierte, qualifizierte Forscher. Und das ist unter anderem die entscheidende Aufgabe der Universitäten, diese hervorzubringen.

Nun will ich gar nicht allzu viel Bezug nehmen auf das Ranking unserer Universitäten, aber teile schon in einem Punkt die Meinung des Kollegen Töchterle, dass wir zu viele Universitäten haben. Wir haben doppelt so viele Universitäten – um das mit Fakten zu unterlegen – wie die Schweiz, die gleich groß ist, aber in allen Punkt uns weit voran ist, und geben dafür halb so viel aus. Bei genau genommen gleich viel Studenten, weil bei der Studentenzahl von 300.000 müssen wir ein Drittel weggeben. Das sind keine Studenten, das sind über den Status von Studenten Einwerber von Sozialleistungen. Ich sage das ganz offen. Ich habe in meiner Zeit bei der CA eine Filiale der CA gegründet bei der WU. Und wir haben natürlich einen engen Kontakt mit der nicht geringen Anzahl von Studenten, die die WU – also meine Alma Mater – hat. Und die sagen das dort im Kundengespräch, wie man das nennt, ganz offen.

Und das ist dann schon eine Frage des Zugangsmanagements. Dass wir ein solches brauchen, werden wir dann wieder übereinstimmen. Welche Form, da werden wir vielleicht nicht vollkommen übereinstimmen, Kollege Töchterle. Dann wieder übereinstimmen, dass man das aber verbinden muss, schon aus Gründen der Chancengleichheit mit einer ganz anderen und diesbezüglich fördernderen Studienförderung.

Nun sind es über zehn Jahre, dass wir ein neues Rahmengesetz für die Universitäten haben, das Universitätsgesetz 0.2, das den Universitäten eine gewisse Autonomie beschert hat, die meiner Meinung nach größer sein könnte. Aber immerhin war das ein Fortschritt und ist auch schon bemerkbar. Auch bei der vorhin erwähnten Chinareise war das festzustellen. Oder im Vorjahr waren wir seitens des Rates mit einigen in Stanford, haben uns gefreut, dass just zu diesem Zeitpunkt ein österreichisches Team unter Führung der TU Wien da einen Sonnenhaus-Preis in Kalifornien aus 20 letztausgewählten, wo zwei Drittel Amerikaner waren, gewinnen

hat können. Das zeigt nur, dass wir schon was können, wenn die Möglichkeiten gegeben sind. Und in diesem Jahr war es in Boston – also das ist eine Zusammenkunft der österreichischen Wissenschaftler in Amerika, die beachtlich ist. Diesem Verein gehören 1000 Mitglieder an. Und das Schlimme ist, wenn man dann fragt: Naja, wollt's ihr zurückkommen? – Na, wenn wir nicht andere Möglichkeiten geboten bekommen, als sie derzeit angeboten werden, dann nein. – Und dann sind wir schon bei den Schwächen.

Dennoch sind unsere Universitäten, sind unsere Leitungen derselben – Rektorate – kooperativer im Inland geworden, sind internationaler geworden, also beyond the borders, über die Kontinente hinweg. Federführend sind da die drei technischen Universitäten, die vernünftigerweise sich zur TU Austria zusammengeschlossen haben, inzwischen in der Steiermark eine enge Zusammenarbeit auch mit der Uni Graz besteht, aber auch mit der Uni Wien. Also die Ansätze sind da.

Aber was natürlich neben allen anderen organisatorischen und selbstverantwortlichen Maßnahmen von Bedeutung ist – und da muss ich Ihnen ein paar Zahlen zum Besten geben, die das, was ich schon gesagt habe und dazu noch ausführen möchte, untermauern. Die Uni Zürich hat ein Budget von einer Milliarde Euro für 26.000 Studierende, die Uni Wien 522 Millionen, also die Hälfte für 92.000 – für das fast Vierfache. Nach meiner Rechnung – nehmen wir ein Drittel weg von den 92.000, dann ist das noch immer ein grobes Missverhältnis.

Noch ein Vergleich, die ETH Zürich und die TU Wien: 1200 zu 305, also ein Viertel, für 17.700 zu 27.000 Studenten. Das Betreuungsverhältnis – also Professor pro 100 Studierende – 2 Uni Zürich, 0,46 Wien. ETH Zürich 2,70, TU Wien 0,50. Also das ist ein Missverhältnis, brauche ich nicht weiter ausführen.

Jetzt haben wir nächstes Jahr ein neues – oder ist zu erwarten eine größere UG-Novelle und es ist zu hoffen, dass all diesen Dingen, die ich jetzt nicht weiter ausführen möchte, Rechnung getragen wird, noch mehr Autonomie gegeben wird, vielleicht auch fünf Prozent der Leistungsvereinbarung unter bestimmten, aber nicht überbürokratischen Bedingungen, wie überhaupt die kasuistische Regulierung auch etwas eingedämmt gehört. Da sind wir sozusagen unter dem Missverständnis und damit Fluch des Art. 18 der Bundesverfassung – dass wir da einen weiteren Schritt

nach vorne machen. Aber jedenfalls brauchen wir da mehr Mittel, so wie wir für die Forschung – was in diesem Strategieberchluss der Regierung auch angekündigt war – ein Bundesforschungsfinanzierungsgesetz endlich benötigen würden.

So, jetzt komme ich zum dritten Teil, dem engeren Bildungsbogen, also von der vorpädagogischen Betreuung bis eben zur Matura bzw. bis zum Ende der Pflichtschule und anschließend der Lehre. Wiederum unterschiedlich, aber der Gesamtbefund einmal heißt: Wir haben eines der teuersten Bildungssysteme mit einem der schlechtesten Ergebnisse. Das mag in sich schwanken, aber am Gesamtbefund ändert sich nichts. Wie PISA bewertet oder nicht – man braucht nur Unternehmen fragen, wenn sie Lehrlinge suchen. Und das Problem ist, dass rund ein Drittel der Pflichtschulausscheidenden nicht rechnen, schreiben und lesen können, und wir 70.000 Jugendliche haben, die nichts gelernt haben. Das sind im besten Fall die Sozialhilfeempfänger von morgen. Aber Sie können auch an den Universitäten fragen gehen, was das Maturaniveau anlangt. Auch dieses ist gesunken. Die technischen Universitäten, die früher mit einem Kurs Mathematik 1 vor 2 begonnen haben, müssen jetzt Mathematik 0 vorschieben, damit sie mit 1 anfangen können. Und das 0 ist notwendig, dass man nachholt, was aus der Mittelschule nicht mitbekommen wurde. Und Unternehmen sagen, die da so Akademien haben für ihre Mitarbeiter, wenn sie Maturanten fragen, wie viel 20 Prozent von 80 ist – ist nicht möglich. Ich weiß schon, die Bandbreite ist groß. Chemie, Physik, da gibt's welche, die sehr gut sind – und die anderen können den Mittelschulstoff nicht, also müssen sie Chemie und Physik in den ersten zwei Semestern – das sind dann auch Auslesesemester – nachholen. Damit scheidet sich die Spreu vom Weizen.

So. Diese Situation war der Grund vor ziemlich genau vier Jahren für das überparteiliche Bildungsvolksbegehren. Nun will ich nicht behaupten, dass nichts weitergegangen ist, aber gemessen an dem, was notwendig war und nur dringender und drängender notwendig geworden ist mit jedem Tag, Monat und Jahr, kann man alles sagen, nur nicht, dass ein Durchbruch erzielt worden wäre. Mit dem Ergebnis, dass jetzt alle möglichen Sonderinitiativen Platz greifen. Das betrifft die drei westlichen Bundesländer. Die sehen in ihren Nachbarländern Schweiz, Baden-Württemberg, Bayern und vor allem Südtirol, wo das, was das Bildungsvolksbegehren und andere fordern – dass sie da was tun müssen und halt

probeweise damit begonnen haben, auch wenn es nicht unbedingt – einmal so, einmal so – der Zentralmeinung der Koalitionsparteien entspricht.

Ein weiterer Schritt ist – weil die Schulen können nur so gut sein, wie die Lehrer sind, und das ist eine Frage der Selektion, der Ausbildung und der Bezahlung. Und dort ist das Missverständnis der Lehrer, das Bildungsvolksbegehren ist nicht gegen die Lehrer, sondern für sie. Und da muss man endlich erreichen, dass die Mehrheit vor allem der Jungen sozusagen sich entfalten kann und nicht leiden muss unter den eingefahrenen Schienen der Älteren und vor allem ihrer Vertreter, wobei das auch wieder von BHS zu AHS so eine Spannweite aufweist.

Was die Ausbildung anlangt, ist erfreulich festzustellen, dass sich jetzt ein Zusammenschluss ergeben hat, nämlich der pädagogischen Hochschulen und der Universitäten, in Eisenstadt die PH, in der Steiermark Bundes- und kirchliche PH und Uni Graz und in Kärnten PH und Uni Klagenfurt. Wien hat eine eigene Konzeption, dann bleiben nur mehr zwei Bundesländer übrig, nämlich Niederösterreich und Oberösterreich, die da weiterhin in den alten Spuren sich bewegen. Aber ich hoffe, dass das auch überwunden wird – höchste Zeit wär's jedenfalls.

Wir vom Bildungsvolksbegehren werden nicht locker lassen, die Industriellenvereinigung hat eine neue Initiative gestartet, die Sozialpartner wollen sich erneut bemühen. Der gegenwärtige Vorsitzende der Landeshauptleutekonferenz Kaiser wird das in wenigen Tagen bei der Landeshauptleutekonferenz thematisieren und nach einem Schulterschluss streben und am nächsten Tag die Landesbildungsreferenten zu einer Konferenz bei sich haben und hat am Vorabend die Initiatoren zu einem Kamingespräch dazu eingeladen. Also es ist jedenfalls Bewusstsein geschaffen worden und es ist Bewegung entstanden, aber die gehört beschleunigt und intensiviert, dass wir endlich einen Durchbruch erzielen.

Ein paar Sachen, die dazu notwendig sind, habe ich schon gesagt. Ich unterstreiche noch einmal die Überzeugung, dass aus gesellschaftlichen Gründen – berufstätige Mütter – dass aus neurowissenschaftlichen Erkenntnissen, daraus abgeleitet pädagogischen Schlussfolgerungen, dass es Ganztagschulen in Schulzentren benötigt, weil nur dort kann man die Infrastruktur und das erforderliche Begleitpersonal auch für Fragen der Inklusion bereitstellen. In Klein- und

Kleinstschulen ist das aus leicht einsehbaren Gründen nicht weniger. Da sagt man, ja, im ländlichen Raum, was ist mit dem Transport. Den hat man jetzt auch schon. Also wenn man von Gössl hinten am Grundlsee herausfährt, hat man schon seine Probleme. Ich will sie nicht ausführen.

(Handyläuten) Das bin nicht ich – gut. Aber ich freue mich über jedes Handy. In jedem 6er-Apple ist eine AT&S-Leiterplatte – und daher sind wir gut ausgelastet. Ich habe jetzt geschaut, welches Sie haben, aber ist okay.

Das ist die eine Sache. Es gibt Beispiele – Klusemannstraße, Liebenau. Es gibt die anderen Beispiele, Bad Aussee oder Scheibbs oder Mistelbach oder was immer, wo es kein Untergymnasium gibt, dann ist die Hauptschule eine gemeinsame Schule, aber es ist keine Ganztagschule. Und es ist ja einsehbar, darum haben's fast alle entwickelten Länder, weil man das halt besser aufteilen kann, weil man eine bessere Ernährung sicherstellen kann, mehr Bewegung. Und da muss man sicher aufpassen, dass man die Bedürfnisse, was das Vereinsleben anlangt – von der Feuerwehr über die Musik, über die Tanzschule, über die Sportvereine – mit einbezieht. Das ist ein ganz wichtiger Faktor.

Noch ein Punkt: Duale Ausbildung ist wertvoll in der Schweiz, in Deutschland und Österreich. Wir müssen den Lehrberuf aufwerten, wir müssen Aufwärtsmobilität zulassen. Also da ist einiges zu tun, um dieses positive Element in unserem Ausbildungssystem zu halten. Für all das brauchen wir mehr Schulautonomie und weg mit der riesigen Schulbürokratie und mit der Überregulierung. Ob's jetzt genau so ist, aber tendenziell stimmt's sicherlich, wenn die OECD sagt, von zwei Euro, die wir ausgeben für die Bildung, kommt nur einer im Unterricht an, weil wir haben für gewisse Dinge Gemeindezuständigkeiten, für andere haben wir Doppelzuständigkeit bei den Ländern – Landesschulrat und Landesverwaltung. Und dann haben wir noch mit allen Komplikationen – haben wir die letzten Monate reichlich erlebt, also das Problem auf Bundesebene. Jetzt lasse ich schon weg, was gescheiter ist, was wo zu lozieren wäre. Also Schulautonomie – neben all dem, was ich schon gesagt habe, eine ganz wichtige Sache. Auch hier ohne Anspruch auf Vollständigkeit – wir brauchen den Schulerschluss, dass wir endlich zu einem Durchbruch kommen. Und warum das so wichtig ist, habe ich in meiner Einleitung versucht darzulegen.

Und damit darf ich zum Schluss kommen und mit einem Zitat schließen und beziehe mich da auf den guten alten Kaunitz, den Kanzler der Maria Theresia, der einmal gemeint hat: „Viel und vieles wird nicht gewagt, weil es schwer erscheint. Vieles erscheint nur darum schwer, weil es nicht gewagt wird.“

Also: Wir wagen zu wenig. Es ist höchste Zeit, dass wir mehr wagen. Und dafür brauchen wir den Schulterschluss. Und mit dem Verständnis danke ich für Ihre Aufmerksamkeit.